

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 33 (1962)

Heft: 7

Artikel: Veränderte Umwelt und soziale Arbeit : aus dem Veranstaltungskurs an der Handelshochschule St. Gallen

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-807504>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Er schreibt:

«Für eines bin ich aber doch dankbar, und das ist der Glaube an Gott, den mir mein Vater eingepflanzt hat. Wenn ich auch im Moment etwas unsicher und von Widersprüchen erfüllt bin, aber auch von Gleichgültigkeit, so glaube ich doch, dass ich mich zu einem rechten Christen durchsetzen kann. Für das bin ich meinem Vater sehr dankbar.» Dieser Bursche hatte vieles auszusetzen an seinem Vater. Nicht als engelhaftes Ideal erschien er ihm, wohl aber als ein ringender, kämpfender, ganz im Leben stehender Mensch, der die Verbindung nach oben, mit Gott, gesucht und gefunden hat und aus dieser Verbindung lebt. Pestalozzi weist uns in der «Abendstunde eines Einsiedlers» auf diese grosse Möglichkeit und damit Verantwortung eines Vaters hin:

«Glauben an meinem Vater, der Gottes Kind ist, ist Bildung meines Glaubens an Gott.»

5.

Wenn wir «etwas sind», uns selbst und unsere wichtigste Kraftquelle gefunden haben, werden wir nicht der Gefahr erliegen, einseitig der brave Vater innerhalb der Wohnstube zu bleiben oder als fleischgewordener Terminkalender nur im Aussen dienst tätig zu sein. Als Väter sind wir weder einseitige Inhaber des Departementes des Innern noch des Aeussern. Wir sind doppelte Departementsvorsteher. Dadurch sind wir in unserer Familie Mittler von Aussen und Innen.

Der Beruf, die Partei, der Verein, die Hilfsinstitution, die Behörden geben dem Vater Möglichkeiten, sich draussen im Leben zu bewähren. Hier helfen

ihm die vordergründigen Wesenszüge: Gelten und sich durchsetzen wollen. Der Vater soll aber etwas von diesem Aussen hereinnehmen in die Familie. Auch hier sollen Stellungen bezogen, Urteile gebildet und Ueberzeugungen gewonnen werden können. Der Leiter eines grossen Landerziehungsheimes sagte mir auf die Frage nach dem Anteil des Vaters an der Erziehung der Kinder:

«Das Versagen des Vaters als Erzieher wirkt sich verhängnisvoll aus. Es gibt heute viele Väter, die nichts hereinnehmen in die Familie von ihrem Erleben im Aussen. Sie sind in der Familie nur Geniesser und Ruhesucher. Was vor allem dann den Söhnen fehlt, das ist die positive Willensbildung. Das Kraftvolle, das der Bub braucht, fehlt. Er muss sich auseinandersetzen können und muss lernen, eine eigene Meinung zu haben. Dies geschieht aber nicht im Schlaf, sondern in der Auseinandersetzung, im wirklichen Leben innerhalb der Familie.»

Dort, wo der Vater ganz im Leben steht und doch nicht «gefressen» wird von Beruf, Politik oder Verein und auch wieder in der Familie ganz gegenwärtig sein kann, wird die Familie zum Ort der Anregung, der Auseinandersetzung, des Wachsens und Reifens und auch der Pflege des Gemütes. Diese fruchtbare Wechselbeziehung von Aussen und Innen schenkt uns neue Kraft für unsere Aufgabe in Beruf, Politik, Verein und Hilfsinstitution und ermöglicht andererseits unser fruchtbares Wirken in der Familie. Die Familie lebt vom Wirken des Vaters innerhalb ihrer Gemeinschaft, und der Vater braucht zur Erfüllung seiner Pflichten und Aufgaben die Familie als eigentliche Kraftquelle.

Jakob Seifert

Veränderte Umwelt und soziale Arbeit

Aus dem Verwaltungskurs an der Handelshochschule St. Gallen

In St. Gallen wurde am 4. und 5. Juni der 107. Schweizerische Verwaltungskurs an der Handelsschule mit zirka 160 Teilnehmern durchgeführt. Er stand unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. W. Geiger. Vertreten waren die Regierungen der Kantone St. Gallen und Glarus, die Schweiz. Bundesbahnen, die Schule für soziale Arbeit, Zürich, die vorarlbergische Landesregierung, das liechtensteinische Rote Kreuz sowie Leute aus der offenen und geschlossenen Fürsorge der ganzen deutschen Schweiz.

Das Thema lautete: «Veränderte Umwelt und soziale Arbeit».

Dr. E. J. Walter, Prof. der Handelshochschule gab zunächst einen Ueberblick über die

Kräfte, welche die Lebensverhältnisse verändern.

Hervorgehoben wurden dabei drei Bereiche, welche für solche Veränderungen besonders massgebend sind, nämlich Gliederungen und Gebräuche der Bevölkerung, Technik und Wissenschaft sowie Geschichte, Politik und Rechtssätze.

Seit dem 18. Jahrhundert ist die durchschnittliche Lebenserwartung infolge verbesserter hygienischer Be-

dingungen von 27 auf 67 Jahre angestiegen. Dabei ist die Kopffzahl der modernen Familie etwa gar nicht wesentlich höher als vor 200 Jahren, weil damals viele Kinder in frühen Altersstufen wegstarben. Auch die Heiratsgewohnheiten haben sich geändert. In breiten Schichten werden heute die Ehen früher geschlossen. Darüberhinaus verdoppelt sich die Bevölkerungszahl in immer kürzeren Abständen. Das Absinken der Geburtenzahl hinkt dem Niedergang der Sterblichkeitsziffer — vor allem in den Entwicklungsländern — immer etwas hintendrein.

Technik und Wissenschaft haben sodann das Zusammenleben der Menschheit immer wieder neu geprägt. Die politischen Einflüsse auf die soziale Struktur sind durch die Besonderheiten in den Staatsbildungen wirksam geworden.

Die Kräfte, welche in der Schweiz die sozialen Lebensverhältnisse in den letzten 200 Jahren verändert haben, liegen vorwiegend in den wirtschaftlichen Umgruppierungen. Die Verteilung der in der Rohproduktion, der Verarbeitung und den Dienstleistungen (Verwaltung, Verkehr usw.) Tätigen haben sich auf Kosten der Rohproduktion und zugunsten der Dienstleistungen

verschoben. Hinzu kommt die ungeheure *Zunahme und Spezialisierung der Berufe*. All dies steht in engem Zusammenhang mit der Landflucht und der Ausbreitung der Städte und Industriezentren.

Wirtschaftliche Spannungen und Kämpfe führten ab Mitte des 19. Jahrhunderts zu kontinuierlich steigendem Lebensstandard der unteren Schichten, weshalb sich von dorthier gänzlich neue soziale Konzeptionen ergeben haben.

Unserer Generation wurde als neuer verändernder Faktor *die Automation* zur Bewältigung aufgegeben. Als Teilstück der sozialen Wirklichkeit zeichnete Fräulein Paula Lotmar, Dozentin an der Schule für soziale Arbeit, Zürich, das

Problem der sozialen Vorurteile in heutiger Zeit.

Den Mitmenschen zu werten und zu messen war wohl von jeher unser Grundbedürfnis. Wir werten auf Grund persönlicher Eigenschaften, aber auch auf Grund sozial bedeutsamer Merkmale, wobei wir andere und uns selbst in einer «Skala» der Wertschätzung einreihen. Eingeordnet wird nach verschiedenen Massstäben. Einer davon ist das Leistungsprinzip — *der Beruf*. Wir messen da nach dem Grad der Wichtigkeit eines Berufs für die Gesellschaft, nach der Art der Arbeit, nach der Verantwortlichkeit und dem Machtbereich. Wir achten ferner auf das erforderliche Ausbildungsniveau und auf die (sehr zeitgebundene) Attraktivität einer Tätigkeit. Ein weiterer Einstufungsmassstab ist *das Einkommen*. Es deckt sich etwa gar nicht immer mit der Berufsrangordnung. Das Einkommen ermöglicht nun aber die Hebung der Wertschätzung durch den nach aussen gerichteten Lebensstandard. Früher richtete sich der geziemende Verbrauch nach dem vorhandenen Lebensstandard; heute bestimmt der erschwingliche Verbrauch das soziale Ansehen.

Weitere Wertmassstäbe ergeben sich aus *Habe und Besitz*, aus der *Zugehörigkeit* zu einem Volk oder einer Dorfgemeinschaft, wobei Alteingesessenheit oder Zuwanderung noch mitspielen. Die Stereotypvorstellungen von «Wir» und «Die anderen» finden wir durchaus nicht nur bei der Landbevölkerung.

Die vertikale Stufenordnung der «sozialen Höhenlagen» gibt jedem einzelnen das Erklimmen einer möglichst hohen Stufe als erstrebenswertes Ziel auf. Fast immer ist andererseits der plötzliche soziale Abstieg eine Katastrophe und wird vom Betroffenen recht verschieden verarbeitet, meist aber als Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls. Der Erfolgreiche wird geachtet, der Geseheiterte bestenfalls bedauert, wenn nicht gering geschätzt.

Je ausgewogener die innere Sicherheit, desto unabhängiger sind wir von äusserer Dokumentation unseres Wertes. Aufgabe des Sozialarbeiters ist es, diese innere Ausgewogenheit beim Klienten anzustreben.

Einen weiteren Vortrag widmete Fräulein Lotmar dem Thema:

«Familie in der bäuerlichen und der industriellen Umwelt.»

Nicht nur vom Biologischen her, sondern auch als Kulturträger hat die Familie von ihrer Bedeutung nichts eingebüsst. Sie ist aber keine Privatangelegenheit, sondern gesellschaftlich geregelt. Die Frage nach dem «Zerfall der Familie» kann nur durch Unter-

Abschied und Willkomm

Ende Mai sind in Rüthi SG Herr und Frau Graf-Schöb nach achtjähriger Tätigkeit als Verwalter-Ehepaar des Bürgerheims zurückgetreten. Als Nachfolger wählte der Gemeinderat Herrn und Frau Peterer-Weber, die wir bestens willkommen heissen.

suchungen über die Aenderung ihrer Form beantwortet werden.

Die durchschnittliche *Bauernfamilie* unterscheidet sich von der durchschnittlichen *Stadt- oder Industriefamilie* in verschiedenen Belangen, einmal im Zusammenleben in der Familie, in der Arbeit, in den Beziehungen mit der Umwelt und in der gesellschaftlichen Verwurzelung. In der Bauernfamilie wirkt noch das besitzerhaltende Prinzip, das Verwachsensein mit und das Abhängigsein von der Natur, das natürliche Hineinwachsen in die Arbeitsgemeinschaft der Familie, ferner die Gestaltung der nachbarlichen und dörflichen Beziehungen und die Traditionsverbundenheit.

Die Industriefamilie ist gekennzeichnet durch ausgesprochenes Gelddenken und Besitzlosigkeit. Kinder sind lange Jahre hindurch Ausgabenposten. Die Arbeit wird nur mittelbar erlebt.

Die Herkunft der Verbrauchsgüter ist anonym geworden, und die Beziehungen zur Umwelt werden nicht mehr durch lokale Gegebenheiten geschaffen, sondern werden wahlweise hergestellt.

Die Aenderungen in der bäuerlichen Umwelt manifestieren sich in der Mechanisierung der Arbeit und in zunehmendem Rentabilitätsdenken. Durch die Technik wird die Natur teilweise beeinflusst und der früher unverrückbare Tageslauf überwunden. Durch das Motorfahrzeug und die Propaganda gelangt die Stadt in greifbare Nähe. Aber auch die Abwanderung aktiver Kräfte bewirkt unabsehbare soziale Wandlungen im Bauernleben.

In der industriellen Familie sehen wir in der Verkürzung der Arbeitszeit sich neue Probleme auftürmen. Das höhere Realeinkommen verursacht wieder neue Ausgaben, die im Sektor Erholung und Freizeit investiert werden. Es zeichnet sich immer mehr ein *Funktionsverlust der Familie in der Stadt* ab.

Muss man deshalb den Zerfall der Familie befürchten? Um diese Frage drehte sich die nachfolgende Diskussion.

Am Nachmittag des zweiten Tages sprach Dr. Ed. Rüegg, 1. Sekretär des Fürsorgeamtes Zürich, über

«Soziale Arbeit in der veränderten Umwelt.»

Der Grundsatz «mit der Zeit gehen» und «auf der Höhe bleiben» soll sowohl für uns selbst wie für unser Verhältnis zu unsern Mitarbeitern und Klienten in gleicher Weise gelten. Wir tun das, indem wir überrnommene Massstäbe ständig auf ihre Gültigkeit hin überprüfen, durch Anteilnahme am gesellschaftlichen Geschehen unsern Horizont erweitern und einen gesunden Ausgleich zwischen Beruf und Privatsphäre anstreben.

Geldentwertung, Grossangebot an Luxusgütern, Arbeitszeitverkürzung einerseits und hektische Betriebsamkeit andererseits haben die Lebensbedürfnisse stark verändert. Dieser Erscheinung hat die soziale Arbeit Rechnung zu tragen, indem sie einsieht, dass auch

ihre Klienten *am Ueberfluss der Zeit teilhaben* möchten.

Eine gewisse *Planung* im Hinblick auf die veränderten sozialen Verhältnisse (Probleme wie Ueberalterung, Gastarbeiter usw.) sowie der Ausbau des Konkordatswesens sind Aufgaben, die uns die veränderte Umwelt stellt.

Die *persönliche Haltung* unseren Klienten gegenüber muss vertieft und differenziert werden. Seine subjektiven Lebenserwartungen sind wichtig zu nehmen und ergänzen das Fall-Bild. Aber auch die *Erfolgskontrolle*

darf nicht ausbleiben. Sie ergibt sich zum Teil aus dem Vergleich früherer Prognosen mit dem späteren, wirklichen Ablauf. Immer wieder haben wir danach zu streben, unseren Schutzbefohlenen das zu vermitteln, was uns selbst frei und unabhängig von äusseren Signalen macht.

Wohlversorgt mit wertvollen Erkenntnissen und guten Vorsätzen, und angeregt durch einige interessante Aussprachestunden verliessen die Teilnehmer diesen wohlgelungenen Kurs. Mögen weitere folgen und uns helfen, unsere Arbeit bewusster zu tun! es

Liebe ist die Brücke . . .

«Love is the bridge», so steht es auf den Prospekten und auch als unsichtbares Motto über den 140 Kindergärten und -heimen der Misrachi-Frauen, der religiös-nationalen Bewegung Israels. Unter der sachkundigen Führung von Frau Luci Aronzon, die aus dem hohen Norden vor drei Jahren nach Israel kam, hatten wir Gelegenheit, einige dieser Einrichtungen zu besichtigen.

Da ist vor allem das Kinderdorf Pardess-Channa, nördlich von Tel-Aviv in einem weiten, schönen, sonnigen Gelände und zwischen Grapefruit- und Orangenplantagen gelegen. Das Heim besteht bereits seit zwanzig Jahren; an dieser Stelle wurde es aber erst nach der Unabhängigkeit, also vor 12 Jahren eingeweiht. Die 5—12jährigen Kinder, von denen der grösste Teil im Lande geboren ist, stammen aus schwierigen Familienverhältnissen und werden in allen Elementarfächern unterrichtet.

Herr Friedmann, der Vater dieser grossen Familie, ist ein gebürtiger Tscheche. Seit 1945 lebt er in Israel.

«Nein», meint er, «es gibt keine Meinungsverschiedenheiten unter den Kindern, die sich aus der Herkunft oder der Verschiedenheit der Hautfarbe ableiten, sondern nur solche, wie sie auch normalerweise unter Kindern üblich sind. Aber selbstverständlich werden die Kinder aus Afrika, die überhaupt noch keine Schule besucht haben, nachgenommen, doch erlernen sie sehr rasch die Landessprache. Die Kinder helfen in der Küche, räumen ihre Zimmer auf, arbeiten im Gemüsegarten, sie haben einen grossen Spielplatz, und auch eine geräumige Turnhalle ist vorhanden».

Bei dem freundlich offerierten Mittagessen im grossen Saal neben der Küche haben wir sodann Gelegenheit zu betrachten, wie geschickt die kleinen Mädchen mit ihren blütenweissen Häubchen es verstehen, das Essen aufzutragen, was ihnen sichtlich Freude macht. Esther, die erst kürzlich aus Algier über die Schweiz hierherkam, spricht geläufig Französisch.

Später verlassen wir das Kinderdorf. Die Buben trennen sich nur ungern von dem netten russischen Chauffeur, der uns herbrachte, und der nicht nur in der Zwischenzeit mit ihnen Fussball spielte, sondern sie auch im Wagen herumklettern und die Hupe ausprobieren liess, was ihnen natürlich besonderes Vergnügen bereitete. Noch lange winken sie uns nach. «Deutsch», meint unser Chauffeur und lacht, «habe ich erst in Israel gelernt. Der einzige Nachteil für mich ist, dass es hier zu warm ist, daran bin ich nämlich nicht gewöhnt».

Ein Kinderdorf in Israel

Unser nächstes Ziel ist das Tageskinderheim in Natanya. Es ist ein einfaches Haus, erst vor vier Jahren eingerichtet, in dem es noch an manch Notwendigem, an Spielzeug und vor allem an einem Kühlschrank fehlt, der in dem feucht-warmen Klima kein Luxus wäre. Diese kleinen Zwei- bis Vierjährigen aus dem Irak, aus Tripolis, aus Casablanca und nur wenige aus Europa, werden von drei jungen Mädchen und einer Köchin liebevoll betreut. Sie entstammen durchwegs armen, kinderreichen Familien und werden am Morgen gebracht und am Abend abgeholt. Wer kann, zahlt eine Kleinigkeit. Bei einem grossen Teil der Kinder sind beide Eltern berufstätig, so dass sie sich nicht um die kleinen kümmern können. Teilweise sind es aber auch Halbweisen oder solche, bei denen der Vater oder die Mutter krank oder invalid ist.

Von ähnlichem Geist beseelt ist das Heim Achusat-Sarah, das seit etwa acht Jahren 140—150 sieben- bis 15jährige Waisenkinder oder solche aus gänzlich zerrütteten Ehen beherbergt, die im nächstgelegenen Ort in die Schule gehen. Das Haus besitzt eine Tischler- und Keramik-Werkstatt, eine reichhaltige Bibliothek und vor allem einen grossen Garten und einen Hof mit allerlei Getier. «Diese Kinder haben nichts so nötig wie den Kontakt» meint Frau Aronzon, während wir die lustig schnatternden Gänse betrachten, «und dazu gehört auch die Liebe zur stummen Kreatur. Das Elternhaus kann man ihnen zwar nicht ersetzen, obwohl wir die besten Erzieher aussuchen, doch die Schwierigkeit ist, sie und das nötige Personal ausfindig zu machen. Später leisten sie Militärdienst, gehen wohl auch in ein Institut oder in einen Kibbuz, lernen etwas. Als die afrikanischen Frauen, die das Haus stifteten, zum ersten Mal herkamen, um es zu besichtigen, weinten sie».

«Sie haben die Kinder gesehen, sie sind fröhlich und spielen», meint Frau Luci auf der Rückfahrt, «aber vergessen sie nicht, dass hinter jedem dieser Kinder eine private Tragödie steht, ein schweres Schicksal, das wir ihm nicht abnehmen können. Jedenfalls vermitteln wir auch anonyme Patenschaften ins Ausland. Die Pflegeeltern erhalten Fotos und Lebensgeschichte ihrer Schützlinge, können jedoch nicht in direkte Verbindung, in persönlichen Kontakt mit ihnen treten».

«Love is the bridge» — «Liebe ist die Brücke», über die die Kinder aus aller Welt in ihre neue Heimat geschritten sind, in der sie zu freien, gesunden und möglichst glücklichen Menschen heranwachsen sollen. H. Wenzel